

Ich – Priester satanischer Macht

Ein Blick in den Spiegel – von Horst Gunkel

Zugegebenermaßen klingt der Titel dieses Vortrages schon ziemlich stark. Aber ich muss zugeben: ich habe wirklich Wirtschaftswissenschaften studiert. Wie das kam, habe ich bereits in meinem Vortrag „Der Rechte Wandel“ erläutert, ich möchte es an dieser Stelle nicht wieder tun.

Tatsächlich ist die Wirtschaftswissenschaft und hier insbesondere die Betriebswirtschaftslehre in den letzten Jahrzehnten immer mehr zu so etwas wie einer „Macht des Bösen“ geworden.

Das war sie nicht immer. „Ökonomie“ ist die Lehre vom Haushalten. Mit seinen Ressourcen klug hauszuhalten ist natürlich etwas sehr Vernünftiges. Seine Mittel so einzuteilen, dass sie den größtmöglichen Nutzen stiften, das war ursprünglich der Gedanken des Wirtschaftens.

Noch in den Studienunterlagen meines Vaters aus den späten vierziger Jahren des 20. Jahrhunderts findet sich der „Nutzen“ als der zentraler Begriff der Wirtschaft. Ein Vierteljahrhundert später, als ich studierte, war er nicht mehr der zentrale Begriff, aber dieser Terminus spielte nach wie vor eine Rolle. In den heutigen Schullehrbüchern suche ich den Begriff vergebens.

Dass ich mit Schullehrbüchern in Wirtschaftslehre zu tun habe, liegt daran, dass ich Handelslehrer bin, also an beruflichen Schulzentren Wirtschaft unterrichte. In meiner derzeitigen Fachoberschulklasse gibt es sechs Lehrgänge, darunter nur einen einzigen zur Volkswirtschaftslehre, alle anderen zur BWL. Der Lehrgang 1 – wohl laut Ministerium der Wichtigste - lautet Marketing, wie kann ich den Leuten das andrehen, was sie weder brauchen noch wollen. Der Lehrgang 6 steht vermutlich an letzter Stelle, damit er wegen der Abschlussprüfung nur noch kurz behandelt werden kann, es ist der zur Volkswirtschaft.

Natürlich bemühe ich mich – so gut es in diesem Rahmen geht – den Schülern eine kritische Distanz zum Zeitgeist, zur Gierwirtschaft zu vermitteln. Ich selbst bin seit fast 20 Jahren auf einer Teilzeitstelle, ich arbeite montags bis mittwochs, dann habe ich genug verdient, um den Rest der Woche davon leben zu

können, den Dharma praktizieren zu können und ihn auch weitergeben zu können.

Ich bin Buddhist: jeden Morgen vor der Meditation zitiere ich die fünf ethischen Vorsätze, deren dritter in der positiven Formulierung lautet: „Mit Stille, Schlichtheit und Genügsamkeit läutere ich mich.“ Und natürlich bemühe ich mich diesen Satz nicht nur zu rezitieren sondern auch einigermaßen glaubhaft umzusetzen, im Denken, Reden und Handeln.

Ich habe mir eingebildet, mich aus dieser Fixierung auf Geld einigermaßen befreit zu haben. Habe ich gedacht. Bis mich zwei Träume eines anderen belehrten. Der erste Traum war erschreckend, der zweite verstörend. Im Traum wurde mir ein Spiegel vorgehalten. Ich möchte dies hier berichten.

Vor einigen Jahren hat Dhammaloka, ein sehr erfahrenes Mitglied des Buddhistischen Triratna-Ordens in Essen ein Seminar abgehalten, in dem es um unser Verhältnis zum Geld geht. Das, so dachte ich mir, klingt interessant. Ich hoffte Anregungen zu bekommen, die ich vielleicht im Schulunterricht umsetzen könnte. Dass ich selbst mein Verhältnis zum Geld geklärt hatte, dass es für mich nur mehr noch eine marginale Rolle spielte, schien mir klar. Seit etwa zehn Jahren war ich Buddhist, arbeitete nur noch auf Teilzeit, hatte mein Auto und mein Haus an die Mutter meiner Kinder überschrieben, lebte bescheiden in meiner kleinen Mansardenwohnung, die aus dem Sperrmüll möbliert war, ich brauchte nicht viel.

Und dann kam das Seminar. Es war nicht einmal das, was wir im Seminar machten. Es war vielmehr das, was sich in meinem Kopf abspielte, oder besser in meinem Unbewussten. Und das kam im Traum hoch. Ich lag des nachts auf einer Matte im Keller der buddhistischen Zentrums (ich war ja so genügsam!) – und dann geschah es. In meinem Traum. Es gab da diesen Sack. Und darin regte sich etwas und wollte heraus. Natürlich assoziiert man dabei, „die Katze aus dem Sack lassen“, also das bislang Verborgene sichtbar werden lassen. Aber es war keine Katze. Es war ein Zombie.

Nun mag es Leute geben, die von Zombies träumen, weil sie sich mit entsprechenden Filmen auseinandersetzen, sie sich reinziehen. Ich habe niemals einen solchen Film gesehen, auch kein entsprechendes Buch gelesen, mir ist nur der Begriff Zombie für

einen „Untoten“, einen „zum Leben erweckten Toten“ bekannt. Und da war dieser Zombie, er lief mir nach, er war wieder aus dem Sack gelassen. Und dieser Sack sah ziemlich genau so aus wie die Geldsäcke, die ich als Kind in Comix von Dagobert Ducks Geldspeicher gesehen hatte. Und es war nicht irgendein Untoter. Er sah genau aus wie Wim Duisenberg, der damalige Präsident der Europäischen Zentralbank, auch als Mr. Euro bekannt.

Es war der schrecklichste Traum, den ich seit Jahrzehnten hatte, weniger wegen des Inhalts als vielmehr wegen der Tatsache, dass der Geist des Geldes, des Monetären, dieser Gierwirtschaft offensichtlich nicht, wie ich geglaubt hatte, tot war, sondern wie ein Zombie sein Unwesen trieb - in mir. Und es ist immer erschreckend, wenn wir in den Spiegel schauen und unser wahres Antlitz erkennen.

Nun das war der erste Traum. Der zweite war noch viel verwunderlicher. Es war im Spätsommer 2001, ich kam gerade von der Schule, und an diesem Tag war ich aus unerfindlichen Gründen plötzlich wahnsinnig müde. Wie in Trance ging ich in meine kleine Dachwohnung, zog die alte Matratze, die mir als Bett diente, hinter dem Bücherregal hervor und fiel vor Müdigkeit erschöpft darauf. Was mich plötzlich so auslaugte, war mir nicht klar, aber irgendetwas zog Kraft von mir ab. Und wieder träumte ich.

Ich war in einer großen, mir fremden Stadt. Ich hatte keine Ahnung wo, aber es musste irgendwo im westlichen Ausland sein, es war keine der unseren fremde Kultur.

Und ich wusste nur eines: ich musste zurück, denn sie war in Gefahr. Sie war doch mein Lebensinhalt. Und jetzt war dieses Chaos in der Stadt. Überall Polizei und Feuerwehrautos und Krankenwagen, eine riesige Hektik. Und irgendwo, dort vorne, so wusste ich, war sie, meine Kirche. Fast alle Menschen kamen mir entgegen, ich musste aber doch in die andere Richtung. Zum Glück ließen mich die Leute einigermaßen durch, sie versuchten mir, einem Schwerbehinderten, auszuweichen. Selbst die Polizisten, die dieses rot-weiße (oder geb-schwarze?) Flatterband über die Straße zogen um irgend etwas abzusperren, ließen mich passieren, einer rief noch etwas, aber ich hörte nicht darauf, ich verstand es auch nicht, es war in einer anderen Sprache. Ich lief so rasch ich konnte, ich, ein kleiner verwachsener Mann mit meinem humpelnden Gang und immer nach unten gedrückt von der Last meines großen Buckels. Ich drängte vorwärts, musste mich doch darum kümmern,

musste doch zu meiner Kathedrale. Es waren viel Läden in der Straße, die meisten hatten Markisen zum Schutz vor der Sonne, und ich fühlte mich auch von diesen Markisen etwas geschützt vor den brennenden Papieren, die da herabfielen und vor den herabprasselnden Steinen. Ich musste doch vorwärts, um die Glocken zu läuten. Immer verzweifelter rannte ich, musste doch zu meiner Kathedrale. Jetzt fielen schon nicht mehr nur Papierfetzen und Steine herab, sondern auch Menschen klatschten von oben auf die Straße, manche brennend. Einer versuchte mich zurückzurufen: „Du kannst da nicht hin, Quasimodo, es ist zu spät...“, doch ich rannte weiter – bis ich klatschnass geschwitzt erwachte.

Ich fühlte mich total benommen. Ich stand auf, konnte mich kaum auf den Beinen halten. Wieso war ich, Horst Gunkel, der Glöckner von Notre Dame gewesen? Wie betäubt verließ ich die Wohnung, ging die Treppe hinab. Eine Wohnung tiefer trat mein Sohn aus der Tür: „Hast Du es schon gehört?“

„Wieso, was?“ frug ich.

„Es ist Krieg!“ stieß mein Sohn hervor. Ich war noch immer total benommen

„Wieso Krieg, was meinst Du. In Israel oder wo?“ versuchte ich das Nächstliegende, das Plausibelste zu unterstellen.

„Nein: Richtig Krieg. Amerika wird angegriffen, in Washington, in New York, das Pentagon ist schon zerstört, das World Trade Center liegt in Schutt und Asche.“ Ich schob ihn beiseite, ging in seine Wohnung zum Fernseher: „Wer greift Amerika an?“

„Das weiß man nicht.“

Und da sah ich die Bilder, das World Trade Center, ein Turm brannte, in den anderen klatschte gerade ein Flugzeug. Aber was mich in diesem Moment viel mehr erschütterte, war die Silhouette dieses Bauwerkes, zwei große Türme auf einer Insel oben nicht spitz, sondern flach, wie abgeschnitten: die Silhouette von Notre Dame.

Da stand es, das Symbol des Kapitals: das World Trade Center, riesig groß wie der Turm zu Babel, aber mit einer Silhouette wie die Kathedrale von Notre Dame. Und ich bin sein buckliger Glöckner.

Ein Glöckner ist einer, der die Leute zum Gottesdienst ruft, zum Götzendienst für unser Wirtschaftssystem, für die Gierwirtschaft.

Ich wusste nicht was ich schockierender finden sollte, den Angriff aufs World Trade Center, oder den auf mein Selbstverständnis, vermutlich letzteren.